**Zeitschrift:** Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

**Herausgeber:** Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

**Band:** 25 (1924-1925)

**Artikel:** Aus dem Volksleben des Zürcher Unterlandes

**Autor:** Binder, Gottlieb

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-112351

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 09.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# Aus dem Volksleben des Zürcher Unterlandes.

Von Gottlieb Binder in Kilchberg.

(Fortsetzung.)

Zur Sommmerszeit lag ein stiller Glanz, eine heimliche Lieblichkeit über diesen Bauerngärtlein; man konnte sich kaum etwas Ruhigeres, Sanfteres, Friedlicheres denken, als ihre von der Sommersonne beschienene Blütenzier. In der Stille der Blumengärtlein gewann man den Eindruck, die Zeit wandle hier viel gemächlicher dahin als sonstwo, sie nehme sich ab und zu sogar einmal die Musse — ganz still zu stehen.

Als erstes Zeichen des nahenden Frühlings begrüsste man das Gartenschneeglöcklein. Nach dem Glauben des Volkes begann die Amsel zu schlagen, sobald es blühte. Daher wird es im Volksmunde auch etwa „Amselblume" genannt. Aus seinem frühen Verwelken schloss man auf einen kurzen Sommer. Grosser Beliebtheit erfreuten sich die Schlüsselblumen. Aus ihnen stellte man einen Absud her, der zur Stillung von Zahnschmerzen in die Nase gezogen wurde. Das warme Goldbraun der „Maienägeli" fehlte wohl in keinem Bauerngarten. Es findet unter dem Namen Gelbveigelein in vielen Volksliedern Erwähnung, meist als Sinnbild trauernder Liebe:

Da bin ich, ach! mit der Liebe mein,
Mit Rosen und Gelbveigelein;
Dem ich alles gäbe so gerne,
Der ist nun in der Ferne.

Der Verfasser sah in seiner Jugendzeit auf dem Kirchhof in Stadel das Maiennägeli auf vielen Gräbern angepflanzt, neben Vergissmeinnicht, „Himmelrösli" (Narzissen), Monatsrösli, Rosmarin und Zyperess.

Überall, wo Blumen gepflegt wurden, war auch die Rose heimisch, das Sinnbild der Jugend und Schönheit. Sie ist die verbreitetste Gartenblume. Im Rundbeet inmitten des Gartens zog man da und dort neben der volkstümlichen Nelke die weisse Lilie. Einen breiten Raum nahmen die Nutzpflanzen ein: die Erbse, die Bohne, der Salat, der Rettig, der Kohl, der Kürbis, die Rübe, der Lauch, Sellerie und

Peterli, der Johannisbeer- und der Stachelbeerstrauch. Üppig grünte der „Binätsch“ (Spinat), dessen stachlige Samen die Hausfrauen jedes Jahr für die neue Aussaat sammelten. Überaus stark in die Höhe gingen die Sonnenblumen. Am Rande vieler Gärten wucherte auf irgend einem unbeschrieenen Fleckchen das Immergrün. Weil dieses auch in trüber, eisiger Zeit fröhlich weiter grünte und das Panier der Hoffnung auf eine bessere Zeit entfaltete, galt es dem Volke als Abbild der Ewigkeit, der Beständigkeit und der Treue. Als Sinnbild der Treue war es besonders den Jungfrauen geweiht. Das Volk war auch des Glaubens, dass das Immergrün vermöge seiner Reinheit und Beständigkeit imstande sei, die Leichen während langer Zeit vor Verwesung zu schützen. Aus dem Gesagten dürfte die volkstümliche Bezeichnung „Toteblüemli“ für Immergrün leicht erklärlich sein.

Auch des schlichten Holderbaums, der im „Scherbenwinkel“ (Stelle, wo zerbrochenes Geschirr aller Art aufgehäuft wurde) grünte, sei gedacht. Er blühte zur Zeit des Heuet und duftete dann stark und süss. Seine Blüten verwendete man zum „Chüechle“ und zu Tee, während die herbstlichen glänzend-schwarzen Beeren zu „Mues“ eingekocht wurden. Die Knaben schnitten aus den Stengeln Holderbüchsen und Stehaufmännchen. Pflege beanspruchten die Holderbäume nicht, und zufrieden waren sie bei den bescheidensten Verhältnissen. Unsere Vorfahren verehrten keine zweite Pflanze in gleichem Masse, wie den Holder, sagten sie doch: „Vor em Holder sell mer de Huet abzieh“. Setzte der Holder nach dem Verblühen viele Beeren an, so zählte man auf eine ergiebige Kornernte. Das Volk glaubte, der Holder besitze die Kraft, Blitz, Feuersgefahr, Seuchen und Zauberei vom Hause fernzuhalten. Es gab deshalb selten ein Wohnhaus oder eine Scheune, bei der nicht ein Holderbaum zu sehen war. Unter seinen Wurzeln vergrub man ausgefallene Zähne, abgeschnittene Haare und Fingernägel, um zu verhindern, dass die Hexen sich der Dinge bemächtigten und damit Unheil anrichteten. Litt im Unterland eine Kuh an der „Völli“, so gab man ihr einen „Holderprügel“ zum Benagen ins Maul. Die Holderblüten wurden auch etwa bei der Weinbereitung verwendet. Gleich einem stillen, treuen Freunde, dem man sich in Freude und Leid gerne anvertraut, gehörte der Holderbaum lange Zeit zum Hause.

Die alten Bauerngärten waren aus Liebe, aus Sehnsucht und Frohsinn mehrerer Geschlechter entstanden; sie waren von der Urgrossmutter gepflanzt, von der Mutter als liebes Erbe treu gehütet worden, und den Enkeln hatten sie ins junge Leben hineingeduftet. Viele dieser ehedem in Frühlingsglanz und Sommerstille prangenden Blumengärtlein sind vergangen; andere dagegen sind erhalten geblieben als Erbe eines Geschlechts, das erkannte, dass die Tiefe des Lebens hauptsächlich in der Naturordnung und scheinbaren Kleinheit der genannten Dinge besteht.

### Berufe.

Von den Handwerkern sind auf dem Lande vertreten die Schuster, die Schneider, die Wagner, die Schmiede, die Schreiner, die Küfer, die Sattler, die Rechen- und Gabelmacher, die Spengler, die Zimmerleute. Ältere Schneider und Schuster gehen da und dort heute noch auf die Stör (Kundenhaus).

Der Nachtwächter rief um 10, 11, 1 und 4 Uhr nachts die Stunde; um 10 und 11 Uhr blies er das Horn. Um 11 Uhr bot er den Gästen im Wirtshaus Feierabend. Die Nachtbuben spielten ihm manchen übeln Streich. Nach „Diener, Geschichte der Gemeinde Oberglatt“ war in Oberglatt das Amt des Nachtwächters mit eigentümlichen Bräuchen verbunden. Bis tief ins 19. Jahrhundert hinein war ihm z. B. überbunden, während der Ernte drei Wochen hindurch Vesper zu läuten (was sonst, ausgenommen am Vorabend eines Sonn- oder Festtages das ganze Jahr nie geschah) und täglich drei Mal im Dorf herumzugehen. Sommer und Winter patrouillierte er des Nachts bald zu dieser, bald zu jener Stunde im Dorf und zeigte mit singendem Ton und durch ein kurzes Hornsignal auf 28—30 Plätzen die Zeit an. An Festtagen und auch sonst zuweilen verband er seinen Ruf mit einem passenden Spruch. Kartenspieler, verspätete Wirtshausgäste u. a. m. mahnte er ans Aufbrechen mit den Worten Hebels:

Und wer no an der Arbet schwitzt
Und wer no by de Charte sitzt,
Dem biet i jetz zum letzte Mol,
's isch hochi Zit, und schlofet wohl!

Die mühevollste Nacht war für den Wächter die Jahreswende, weil er dann, nach Mitternacht, den Dorfbewohnern

seinen Neujahrswunsch darbrachte in einem langatmigen Liede, das er, meist von einer zweiten Stimme begleitet, an nicht weniger als 28 Stellen im Dorfe vollständig durchsang. Der Text des Liedes wechselte, besonders beliebt war der folgende:

Gott hat uns gesegnet wunderbar
In diesem abgewichnen Jahr
Mit seiner Gnad und Güte.
Es hat uns auch der treue Gott
Behüt vor grosser Hungersnot
Und schweren Ungewittern.
Er hat zu nichten gmacht dies Jahr
Die Ratschläg unsrer Widerpart,
Die sie gar oft hand gmacht.
Die Ratschläg unsrer Obrigkeit
Hat Gott gesegnet dieser Zeit
Das ganze Jahr vorüber.
Es war nicht unsre Grechtigkeit,
Dass Gott uns so viel Guts erzeigt,
Sondern sein Gnad und Güte.
Dafür wir ihm solln dankbar sein,
Dass er uns war so gnädig g'sein
In unserm Vaterlande.
Jetzt treten wir an ein neues Jahr
Gott wöll uns segnen immerdar
Mit Gsundheit und vielen Früchten.
Gott segne geist- und weltlich Stand
Zu Hülf und Trost im Vaterland
Nach seinem Wohlgefallen.
Jetzt wünsch ich euch ein gutes Jahr,
Erstlich dem Herrn Pfarrer zwar
Und allen Vorgesetzten.
Hausvätern, -müttern allgemein
Wie auch dieser ehrbarn Gmein
Dazu auch dem Schullehrer,
Söhn, Töchter, Knecht, Mägd, Weib und [Kind,
Auch alle, die in Krankheit sind,
Wöll Gott in Gnad erhalten.
Er bhüte euch insonderheit
Vor Hunger und vor theurer Zeit
Und schweren Ungewittern.
Gott bhüt das Vieh und Haus und Heim,
Die Frucht im Feld und an den Bäum,
Den Weinstock auch desgleichen.
Gott wolle euch bekrönen wohl,
Dass Tenn und Trotten werden voll
Von Wein und von Getreide. [Heil,
Ich wünsch euch allen viel Glück und
Dass euch werd Gottes Gnad zu Teil,
Dazu das ewig Leben.
Mein Wunsch mach Gott in Gnaden [wahr,
Er gebe noch viel gute Jahr',
Durch Jesum Christum, Amen.

Der Nachtwächter zu Niederhasli rief um 4 Uhr morgens:

Höret, was mues ich Euch saage,
D'Glogge hät vieri gschlaage.
Stönd uuf im Namen Jesu Christ,
Dieweil der Tag vorhanden ist,
Der helle Tag, der liebe Tag,
Gott gäb uns allen en guete Tag.

Der Stundenruf des Nachtwächters in Stadel lautete um 10 Uhr:

Losed, was ich euch will sage:
D' Glogg häd zehni gschlage!
Lösched Füür und Liicht,
Dass Gott Alli wohl bihüet.

Der Nachtwächterspruch in Windlach lautete um 11 Uhr:

Hört ihr Herrn und lasst euch sage,
D' Glogg häd 11 Uhr gschlaage, gschlaage!
Jez lönd Euri Charte[1]) falle
Und gönnd[2]) hei zu Eue Fraue,
Und du Wirt, schlüss d'Türe zue,
Dänn weusch[3]) ich dir e gueti Rueh.

[1]) Spielkarten. — [2]) gehen. — [3]) wünschen.

In der Silvesternacht rief man den Nachtwächter zur wohlverdienten Stärkung da und dort in ein Haus hinein, ebenso am Hochzeitsabend, in der Nacht vom 1. auf den 2. Januar und hie und da an einer Spinnstubeten. Die Sitte, dem Nachtwächter zum Jahreswechsel eine kleine Anerkennung ins Haus zu schicken, war einst mehrerenorts üblich im Unterland.

Der Sigrist hatte einen schweren Beruf. Er musste läuten, frische Gräber öffnen und wieder decken, dem Pfarrer allerlei Handreichung tun bei Taufe, Hochzeiten, Begräbnis und an den Sonn- und Festtagen; er musste Eheleute, die in Zerwürfnis lebten vor den Pfarrer oder die Kirchenpflege laden. Vielerorts musste er auch das Storchennest auf dem Kirchturm in Ordnung halten. Im Frühjahr fütterte er es mit Streue und Stoffresten aus und legte zum Schluss einige Handvoll gedörrter Langbirnen hinein. Jedermann im Dorf freute sich, wenn der Storch sich zum ersten Mal wieder auf dem Kirchturmdach sehen liess.

De Zitlima, der Schwarzwälder Uhrenhändler war im Unterland jedes Spätjahr ein willkommener Gast. In einem Räf trug er 10—12 Stück Schwarzwälderuhren; die klingelten und summten und machten den Kindern viel Freude. Er ging von Haus zu Haus, regulierte und reparierte die alten „Ziter“ (Uhren), die ihren Platz im „Zithüüsli“ (Uhrengehäuse, -kasten) hatten. Mitunter konnte er auch eine neue verkaufen oder vertauschen. Sie kosteten durchschnittlich 10 Franken. In den Bauernhäusern verpflegte und beherbergte man ihn unentgeltlich. Er nahm jeweils Abschied mit den Worten: „Vergelts Gott bis übers Jahr.“

Jeden Winter erschienen mit ihren grünen Doppelsäcken auch die Schwarzwälder Samen- und Beerenfrauen, die allerlei erzählten von Land und Leuten ihrer Heimat, und die aus Vater, Sohn und zwei Töchtern bestehende Familie Zimmermann, die ebenfalls „von draussen herein“ kamen. Die Familie Zimmermann, kurzweg „'s Zimbermanne“ geheissen, erfreuten sich im Unterland jahrzehntelang grosser Beliebtheit. Die grünen Doppelsäcke und den grossen Regenschirm mit sich tragend, verhausierten sie von Haus zu Haus Blumen- und Gemüsesamen und Samenzwiebeln. Nach dem Nachtessen, das sie bei befreundeten Bauersleuten einnahmen, sassen sie mit dem Gesinde des Hauses am Familientisch, erzählten

Geschichten aller Art, sangen schwäbische Volkslieder oder schütteten „Binätsch"-, Salat-, Zwiebel-, Kraut- und Bauernblumensamen aus ihren Säcken vor sich auf den Tisch. Die Hausbewohner schauten ihnen gerne zu, wenn sie mit den blanken Hornlöffelchen die sog. „Briefchen" füllten. Den Kindern der Bauernfamilie schenkten sie buntfarbige „Abziehbildchen" und Christoph Schmids Erzählungen: „Heinrich von Eichenfels", „Das Blumenkörbchen", „Rosa von Tannenburg", „Die Ostereier", „Genovefa".

Ebenfalls gegen den Herbst hin kam alljährlich „de Gschirma" in die Dörfer des Unterlandes. Zwei wohlgenährte Pferde zogen den blaubemalten Wagen, über den auf hölzernen Bogen weissgraues Segeltuch gewölbeartig gespannt war. In der vorderen Öffnung sassen die Geschirrleute, Mann und Frau. Auf dem Dorfplatz stellten sie ihre mit Sprüchen gezierten, farbenfrohen, „geringelten" und „getupften" Teller, Schüsseln, Tassen, „Beckeli" zur Beschau und zum Verkaufe aus. Während die Bäuerinnen mit der Geschirrfrau plauderten, markteten, handelten und auch ihre kritischen Bemerkungen machten über Sprüche wie z. B.:

Meine Frau heisst Lisabeth,
Wenn ich nur eine andre hätt

*

Lieber will ich ledig läben
Als der Frau die Hosen gäben

machten sich die Buben beim Wagen zu schaffen, wo der gutmütige Alte, in blauem Überhemd, die Pfeife schmauchte, ihnen in rot und blau gewürfeltes Papier eingeschlagene Schiefergriffel verkaufte und rote Holzpfeifchen, mit denen sie nachher den Bauern die Ohren zermarterten. Als Tauschmittel brachten die Bauernjungen dem „Gschirrma" Knochen und Hörner von Kühen und Ochsen. Kam es dabei vor, dass Lausbuben ein bereits abgegebenes Ochsenhorn hinten wieder aus der Wagenbänne entwendeten, damit einen Rundlauf ums nächste Haus machten und von der andern Seite auf den Wagen zukommend, es dem Händler zum zweiten und dritten Mal zum Tausch anboten, so rief seine Frau etwa im gemütlichsten Tone der Welt: „Du alte-n-Esel, merkst dänn nüd, dass s'der immer 's gliich Horn verchaufed!?"

**Die Art des Unterländers.**

Einfachheit, Anspruchslosigkeit und konservative Gesinnung bilden heute noch den Grundzug im Wesen des Unterländers. Mancher ist einsilbig, weil er eine strenge Jugendzeit durchmachen und auch später als Kleinbauer durch viel Druck und Not hindurch musste. Alt ist die ganze Einrichtung des Hauses. Wie es der Vater gehalten hat, so hält er's. Ohne äussere Not wäre er bis in die neueste Zeit hinein kaum zu bewegen gewesen in Haus und Hof, an Gerät und Viehstand etwas Neues anzuschaffen. Es gab im Windlachertal viel zu reden, als Ende der 1880er Jahre ein junger, hablicher Bauer zum ersten Mal einen „Selbsthalter" zum Pflügen verwendete. Im letzten Jahrzehnt hat nun allerdings auch der Unterländer, nicht aus Zuneigung zum Neuen, sondern gezwungen durch die Verhältnisse in der Bewirtschaftung seiner Felder, die eine und andere Neuerung eingeführt. Immerhin werden landwirtschaftliche Maschinen nur in sehr beschränktem Masse etwa von wohlhabenden Bauern verwendet.

Streng war er in der Erziehung der Kinder. Selten hätte sich eines „unterstanden", ein Wort zu widerreden. Der Vater betrachtete die Autorität seinen Kindern gegenüber als „gottgewollt" und handelte dementsprechend.

Der Kirche war der Unterländer freundlich gesinnt, ohne „fleissiger Kirchgänger", Betbruder oder Kopfhänger zu sein. Zum heiligen Abendmahle ging er an Ostern und Weihnachten stets in schwarzem Anzug und Zylinder.

Als durch die Verfassung vom Jahre 1830, die eine durchgreifende Verbesserung des zürcherischen Schulwesens zum Ziel hatte, das Seminar in Küsnacht gegründet, neue, geeignetere Lehrkräfte unter Thomas Scherr ausgebildet, neue Lehrmittel eingeführt und durch Beschluss des Erziehungsrates der Katechismus aus der Schule weichen musste, brach im Unterland der verhaltene Groll gegen die neue Lehre aus. Lieutenant Albrecht in Stadel und Schulpfleger Moor in Weiach veranstalteten eine Volksversammlung in Stadel und luden dazu durch Abgesandte auch die Bewohner der Bezirke Bülach, Andelfingen und Uster ein. Die Versammlung fand anfangs Mai 1834 in Stadel statt. Sie schickte durch Abgeordnete eine die Aufhebung des neuen Systems betreffende Petition an den grossen Rat in Zürich. Da dieser das Schriftstück kurzerhand beiseite legte und unbeantwortet liess, entstand

am 14. Mai ein zweiter Auflauf. Die aufgeregte Menge zog vor die Schulhäuser zu Stadel und Raat, erbrach unter wildem Geschrei die Türen, drang in die Schulzimmer, warf die neuen Lehrmittel durch die Fenster auf die Strasse und schloss darauf die Schulen. Der Statthalter des Bezirkes Dielsdorf, Krauer in Regensberg, der zu Rosse erschien und die Menge zur Vernunft mahnen wollte, musste sich in Sicherheit bringen. Darauf schickte die Regierung eine Batterie Artillerie und ein Bataillon Infanterie nach Stadel und liess die Rädelsführer gefangen nehmen. Ein Weber im Wehntal verfasste damals ein Spottgedicht auf den nachmals so hochverdienten Reformator des zürcherischen Schulwesens, Dr. Thomas Scherr, und fand bei den konservativ Gesinnten Anklang über Erwarten und Verdienst. Sein „Gedicht" lautet in gekürzter Form:

Die Schärisch Lehr ist scharf geschliffen,
Dass sie könnt Diamant zerrissen.
Also gegen die göttliche Lehr
Giftige Schlangen schickt umher.
O Schneider Schär, o Schneider Schär!
Getraust du dich mit deiner Lehr
Die göttlich Lehr hintanzustellen;
Gott wird dir einst das Urteil fällen.
Schär, wenn ich dir zu raten hab',
So steh von deiner Lehre ab,
Denn die göttliche Lehr
Könnt dich versenken ins tiefe Meer.
O Schär, o Schär! durch deine Lehr
Entsteht Zwietracht je mehr und mehr;
Es herrscht Zwietracht im ganzen Land
Das schrieb ich dir zu deiner Schand.
Durch deine Lehr kommt das ganze
In Abgrund und in Untergang [Land
Und wer es mit derselben hält,
Verliert gewiss sein Gut und Geld.
Der Bücherkram ist gar zu gross,
Als dass man sein könnt werden los;
Verwirft man nicht die Schärisch Lehr
So bleibt kein Geld im Beutel mehr.
O du arme Freigeisterei,
Glaubst du nicht dass ein Gott sei;
So rat ich dir, trotz nicht so hoch
Gott könnt dich endlich strafen doch.
Ach du arme Schneidergais,
Glaubst du auch die Unwahrheit.
Wer mit dieser Meinung ist
Der ist gewiss ein Widerchrist.
Der Bilderfabel deiner Lehr
Sind so viel als der Sand am Meer;
Doch dieselben werden am End
Ausgereut und ganz verbrennt.
Weitläufigkeiten lieb ich nicht,
Drum kürz ich ab nun die Geschicht;
Ansonst's noch viel zu schreiben gäb
Dass nicht gnug Zeit vorhanden wär.

Heute ist der Unterländer der Volksschule wohlgesinnt. Viele Unterländer Bauern- und Handwerkersöhne sind Glieder des zürcherischen Lehrerstandes. Vom Seminar (er spricht zwar beharrlich „Simenar") redet er mit einer gewissen Vertrautheit; der Universität hingegen steht er fremd und ablehnend gegenüber. Es gehört zu den grössten Seltenheiten, dass ein Jüngling der dortigen Gegend die Universität besucht. Als vor einigen Jahren über die Erstellung der neuen Universität in Zürich vom Volke abgestimmt werden musste, stellte sich das Unterland mit grosser Mehrheit auf die Seite

der Neinsager. Für diese Stimmabgabe waren massgebend neben Sparsamkeitsrücksichten und der angestammten Abneigung gegen das Hochschulstudium vor allem das unbegreifliche Ansinnen, einen „Millionenbau“ erstellen zu sollen „für Russen, Polen und Slowaken“.

Für das Vereinsleben zeigt der Unterländer nicht viel Neigung. Er ist am liebsten für sich allein. Diese Charaktereigentümlichkeit des Volksschlages, sowie das meist blonde Haar und die blauen Augen, zeigen, dass das Wesen der alamannischen Rasse ziemlich treu bewahrt wurde. Der Unterländer liest ausser dem Kalender, dem Wochenblättchen und allenfalls einer landwirtschaftlichen Zeitung oder Zeitschrift sozusagen nichts. Viele Gemeinden besitzen zwar grössere oder kleinere Bibliotheken, meist schon seit den 1830er Jahren (genannt seien Niederweningen, Dielsdorf, Bülach, Eglisau) und aus neuerer Zeit die Lesemappen. Aber die Grosszahl der Bauern weiss nichts vom Vorhandensein der Bibliotheken oder will nichts von ihnen wissen. Unter der Jugend ist die Schundliteratur in keiner Weise verbreitet.

Gleichbegüterte und somit Gleichberechtigte redete der Unterländer ehemals, auch wenn sie nicht aus seinem Heimatdorf waren, gerne mit „Du“ an; Bekannten gegenüber, die ihm an Jahren nahe stehen, gebraucht er heute noch den Vornamen, und im Gespräch mit alten Männern wendet er das „Ihr“ an, ebenso gegen Herren. In neuester Zeit ist für den letztern Fall auch das „Sie“ aufgekommen.

Fremden gegenüber war der Unterländer — früher mehr als heute — misstrauisch und argwöhnisch. Er glaubte nicht, dass er von einem, der nicht Bauer sei, etwas Brauchbares lernen könne, oder dass ein solcher ohne einen Hintergedanken, einzig aus Liebe zur Sache, ihm einen guten Rat erteilen könnte. Viel brauchte es, bis er in derben Zügen seinen Namen unter ein Schriftstück irgend welcher Art setzte.

Nie würde der Unterländer Kleinbauer („Schuldenbauer“) oder der Kleinhandwerker einem Manne seinesgleichen stimmen als Mitglied des Kantons- oder Nationalrates, und wenn es sich um den hellsten Kopf handelte; er hilft denjenigen wählen, der zufolge seiner Wohlhabenheit (seines „Geldsackes“) sein Zutrauen geniesst.

In Geldsachen hörte beim Unterländer die Gemütlichkeit auf. Das ersparte Geld bewahrte er zu Hause in irgend

einem sichern Versteck auf und zwar nicht in Papier-, sondern in Silbergeld.

Sehr geplagt ist im allgemeinen die Frau des Kleinbauern. Sie muss die Kinder pflegen, auf dem Felde arbeiten, die Hausordnung aufrechthalten, kochen, die Schweine füttern, nähen, stricken, waschen, im Winter den Ofen heizen, backen, den Garten bepflanzen und sauber halten u. a. m. Es ist deshalb nicht verwunderlich, dass manch eine auffallend schnell verblüht, über Magenbeschwerden, Blutarmut, Abzehrung und anderes zu klagen hat.

### Typen.

De Tüfenerjoggeli. In den 60er bis 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts kam Jahr um Jahr ein untersetztes Männchen mit grobknochigem Gesicht, kurzem Schnurrbärtchen, versonnenen Augen, mit steifem Hütchen (im Unterland allgemein „Naphtali“ genannt), fuchsrotem, abgeschabtem Habersack und derbem Knotenstock in die Dörfer des Zürcher Unterlandes. Seinen eigentlichen Namen kannten nur wenige. Er stammte von Teufen bei Freienstein und hiess Jakob Schmid; das Volk aber nannte ihn kurzerhand „Tüfenerjoggeli“. Sobald er in ein Dorf kam, liefen von allen Seiten die Kinder herzu mit dem lauten Rufe: „De Tüfenerjoggeli! de Tüfenerjoggeli!“ Im Schwarm folgten sie ihm dann durchs Dorf, wie die Kinder von Hameln dem sagenhaften Rattenfänger, zumal, wenn er die Mundharmonika spielte oder Lieder sang. Die Eigenart seiner Erscheinung, seine Lieder und seine Mundharmonika waren es wohl, die einen so unwiderstehlichen Zauber auf die Dorfkinder ausübten. In Windlach besuchte er jedesmal der Reihe nach „seine Kunden“, zuerst den Chlosterjokeb, weil dessen Frau von Teufen stammte und gleich alt war wie der Joggeli. In den darauffolgenden Tagen machte er dann „die Runde“. Beim Eintritt in die Stube lächelte er freundlich und sagte in naivem Tone: „De Tüfenerjoggeli ist wieder emal da! Darf i eis singe?“ Weil ihm das niemand verwehrte, hub er an, alte Kirchenlieder und Volkslieder zu singen. Mit Vorliebe sang er Zinzendorfs „Die Christen gehn von Ort zu Ort durch mannigfaltgen Jammer“, Neumarks „Wer nur den lieben Gott lässt walten“ und Nikolais „Wie schön leucht't uns der Morgenstern“.

Hernach erzählte Joggeli seinen Zuhörern, mit denen er sich mittlerweile (ohne eine Einladung hiezu abgewartet zu haben) an den Mittags- oder Abendtisch gesetzt hatte, kurzweilige Neuigkeiten aller Art. In den Höfen und Dörfern der umliegenden Gegend erfuhr er, ohne darnach zu fragen, vieles, was die Leute gern mit anhörten. Oft gesellte er sich unterwegs zu Handwerksburschen, die ihn für ihresgleichen hielten und ihm manches mitteilten aus dem Schatz ihrer Erinnerungen. Joggeli, mit einem ungewöhnlichen Gedächtnis begabt, vergass dergleichen nicht mehr und konnte deshalb stundenlang davon erzählen. Die Bauersleute aber waren dafür umso dankbarer, als man damals noch nicht alles und jedes durch die Zeitungen erfuhr. Im Grunde war Joggeli eine etwas verschlossene Natur, taute er aber auf, so verklärte die Sonne seines tiefen Gemüts sein etwas blödes Gesicht; er gab dann ungezählte Psalmen und Bibelsprüche zum besten. Ebenso kannte er die Glockensprüche in weiter Runde. Oft trug er die von Glattfelden vor:

Erste (grosse) Glocke:

Ich rufe laut durch euer Talgelände:
Kommt, preist den Herrn und betet freudig an,
Dass er den ewgen Frieden euch entsende
Auf diese unruhvolle Erdenbahn!

Zweite Glocke:

Im Herrn beginne jedes Tages Mühen,
Er hilft und segnet und erbarmt sich gern;
Und abends, wenn die letzten Strahlen glühen,
Befiehl dich wieder deinem Gott und Herrn.

Dritte Glocke:

Wenn Not und Sturm nahn, will ich sie verkünden,
Dass ihr in Eil aufwachet, hülfbereit!
Wollt ihr zu Rat und Tat euch stets verbünden
So wird Gott gnädig helfen allezeit.

Vierte Glocke:

Mit meinen Schwestern ruf ich dich zum Sterben,
Jedoch aus ewger Heimat kommt mein Klang;
Drum wach und kämpfe, dass du mögest erben
Die Himmelskron nach diesem Pilgergang.

Ferner den auf der kleinen, aus vorreformatorischer Zeit stammenden Glocke in Oberglatt:

Maria Muoter in Gottes Zell,
Hab in diiner Huot, was ich überschell.

Wiederholt bot er auch den Spruch auf dem Denkmal des 1681 in Oberglatt gestorbenen Pfarrers Sprüngli:

Rühmlich leben, trüwlich lehren,
Tugend pflantzen, laster wehren
War des Hirten Tun im Leben,
Den Gott disser Herd gegeben.
Nach dem todt lebt er mit schmertzen
In liebreichen Schaafenhertzen
Jetz seine seel bey Jesu Christ
Höchst Glückhaft, Sighaft, Selig ist.

Einzig der lateinische Spruch an der Schillerglocke in Schaffhausen: „Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango!“ machte ihm zeitlebens zu schaffen. „Wie mer aber au derigs Züüg chan-an-e Glogge ane schriebe!“ sagte er oft, „aber ebe 's sind halt Stedter.“

In einem zerknüllten Sackkalenderchen, das Lieder, merkwürdige Sprüche und die Namen vieler Handwerksburschen enthielt, trug Joggeli stets einige Richterbildchen mit sich herum, jene Bildchen, die so viel Sinnigkeit und Frömmigkeit, so viel Natur- und Heimatliebe atmen. Sein Herz selber war eben auch erfüllt von Schalmeienklang, Hirtenlied und Glockengeläute. Im Gasthaus zum „Kreuz“, wo er sich jedesmal einstellte, wenn er nach Windlach kam, schenkte ihm der Wirt hie und da eine Zigarre. Joggeli, sonst nicht ans Rauchen gewöhnt, setzte sich damit in eine Ecke und „bapfte“, den blauen Rauch in Kringeln vor sich hinblasend. Waren Gäste da, so stellte sich Joggeli auf einen Stuhl und sang, die Augen halb geschlossen, alte Lieder über die Köpfe der Gäste hin. Weil seiner ganzen Erscheinung der Stempel einer gewissen Tölpelhaftigkeit anhaftete, neckten ihn die Anwesenden etwa, indem sie seine stark vorspringenden Schaufelzähne, seine stotternde Zunge, seinen haarlosen Habersack oder sein „ewiges Ledigsein“ zur Zielscheibe ihres Witzes machten. Dann wehrte sich Joggeli stets mit den gleichen Worten: „Triebed kei Schindluederläbe mit dem Joggeli.“

An das Nachtlager stellte Joggeli keine hohen Anforderungen; ihm genügte als Ruhestatt die Ofenbank. Ward ihm die Nacht zu lang, so stand er auf und lief singend die Stube auf und ab. Kamen ihm etwa die blau und weiss gefelderten Häherfederchen, die er im Hutband zu tragen pflegte, abhanden, so ruhte er nicht, bis er wieder solche hatte. Für selbstverständlich hielt er es, dass man ihn unentgeltlich beherbergte und beköstigte, weder im Bauernhaus noch im Wirtshaus hat er je in seinem Leben nach der Ürte gefragt. Be-

vor er seinen Fuss weiter setzte, sang er seinem Gastgeber zum Dank noch „eins“, oft:

I gah-ne dur d' Bächlimatt ab
Und günne Madäneli[1]) ab,
Madäneli breche,
Es Chränzli druus flechte
Us luter Madänli und Chlee.
Jez han-i kes Schätzeli meh!

Ob er dabei verlorener Liebe gedachte, hat nie ein Mensch erfahren. Nachdem er dann sein Hütchen auf seinen ungefügen Kopf gedrückt, den Habersack umgeschnallt und den Stock zur Hand genommen hatte, schritt er im „Kreuz“ in Windlach noch zum runden Tisch, hob den Deckel von der kakaobraunen Weichseldose und nahm eine tüchtige Prise mit auf den Weg.

De Vogelbacher. Um die nämliche Zeit wie der Tüfenerjoggeli, besuchte auch der Vogelbacher die Dörfer des Zürcher Unterlandes. Er besass eine hünenhafte Gestalt, ein grobes Gesicht, einen schwarzen, dünnen Schnurrbart, tiefliegende Augen und schwarzes, in die Stirne hängendes Haar. Während der Joggeli lebte „wie de Vogel im Haufsame“ und immer zum Singen aufgelegt war, klagte der Vogelbacher beständig über Hunger. Er sang von morgens bis abends, jahraus, jahrein das gleiche Klagelied über die Menschheit. Seines Zeichens war er Hausierer mit Nüssen, Wachholderbeeren, Lindenblüten und „Vächchrut“ (Purgiermittel für das Vieh). Einen breiten Filzdeckel oder eine Pelzkappe mit „Ohrläppli“ auf dem Kopf, in abgeschabter Manchesterhose und Manchesterjuppe, mit einem schwarzgrünen Doppelsack auf den Achseln, so kam er jeden Herbst von seinem Heimatdorf Bergöschingen her über den Rhein in die Dörfer des Zürcher Unterlandes. Weder in seinem Wesen, noch in seinem Auftreten lag etwas Gewinnendes, und er musste es deshalb oft erleben, dass ihm eine Dorfschöne die Türe hart vor der Nase ins Schloss warf. „Ah ba,“ sagten die Bauerntöchter, „iez ischt scho wieder de langwilig Vogelbacher da mit siner ebige Litanei vum Hunger, es wär gschiider, de Wisliker Giiger wär cho, dänn gäb's doch au wieder emal e luschtigi Spinnstubete.“ Nicht überall fand aber Vogelbacher so schnöden Empfang. Besonders die Kinder freuten sich, wenn der Wunder-

[1]) Schlüsselblümli (Primula elatior), die Blume verschmähter Liebe.

mann von Bergöschingen auf den Klaustag Kastanien („Chistele“) brachte, die ihnen „über alles gingen“. Auch seine Nüsse fanden vor Weihnachten und Neujahr guten Absatz, weil nicht alle Leute solche hatten, zum Bächtelitag (2. Jan.) aber unter allen Umständen Nüsse haben wollten, denn ohne Nüsse ist im Unterland der Bächtelitag undenkbar.

Im „Kreuz“ in Windlach und in der „Rose“ in Stadel liess man sich's oft nicht gereuen, diesen gewaltigen Esser zu sättigen, meist aber ohne ersichtlichen Erfolg. Wenn er hungrig und mit schweren Schritten in die Gaststube zum „Kreuz“ kam und seinen Sack unten am langen Tisch in die Ecke legte, sah ihm der Wirt „von weitem an“, wo es ihm fehlte. „He Vogelbacher,“ fragte er ihn dann, wie lauft de Handel, händ er bald verchauft, oder wännd d'Lüt wieder nüd uusrucke mit em Gäld?“ Darauf hub der Bergöschinger seinen Klagegesang an: „Lienhard, ich sage Euch, ich bin heute schon stundenweit gelaufen, habe so viel wie nichts verkauft, denn niemand merkt, wo einen der Schuh drückt und niemand bedenkt, dass unsereiner Hunger hat wie ein reissender Wolf.“ Darauf liess der Kreuzwirt ihm auftragen, was der Tisch fasste, Schüsseln voll; der Hüne aber liess nicht ein Restchen übrig. Dagegen war nach beendigter Mahlzeit seine Stimmung bedeutend besser, besonders wenn er noch ein Gläschen Wachholderbranntwein als Zugabe erhielt; er ward dann gesprächig und meinte, es gebe mitunter doch noch gute Leute auf der Welt. Dann fing er an, die Leute und Häuser aufzuzählen, wo man zu essen und zu trinken bekomme, hin und wieder auch ein Glas Gebranntes. Als er einst um die Mittagszeit in Stadel in die „Rose“ kam, sassen am runden Tisch eine Anzahl Bürger beisammen, die „rätig“ wurden, dem Vogelbacher „emal gnueg z'Esse z'zahle“. Niemandem aber war ein solches Anerbieten erwünschter als dem Bergöschinger „Nussenmann“. August, der Rosenwirt, liess ihm nun nacheinander auftragen eine Schüssel voll Suppe, vier Paar grüne Würste und eine Platte voll Braten nebst Gemüse. Mit einem wahren Heisshunger erledigte sich Vogelbacher seiner „Aufgabe“, ohne sich Zeit zu nehmen, die Schweisstropfen von der Stirne zu wischen. Die Zuschauer sahen mit wachsendem Erstaunen zu, brachen dann aber in schallendes Gelächter aus, als der Rosenwirt auf seine Frage: „Vogelbacher, händ er iez gnueg?“ die unerwartete Antwort erhielt:

„Ja, es mues es iez tuä.“ Ende der 1880er Jahre kam der Sensenmann zu unserem Vogelbacher und nahm ihm seinen Hunger für immer ab. Die Bergöschinger begruben ihn auf dem sonnig gelegenen Gottesacker des badischen Dorfes Stetten.

Der Wanderschuster. In den 1870er Jahren reiste von Zeit zu Zeit ein Schuster, eine grosse, etwas nach vorn gebeugte Figur mit glattrasiertem Gesicht, Bogennase, gelblicher Hautfarbe, verschmitzten Augen und halb kahlem Haupt in der Unterländer Gegend umher. Auf den Rücken geschnallt trug er das Dreibein samt einigen Hämmern und anderem Werkzeug. Wenn er in einem Hause um Arbeit anhielt, stellte er sich, als ob er ein Träumer wäre und nicht auf drei zählen könnte. Wer aber näher zusah, entdeckte bald, dass er es mit einem geriebenen Kunden zu tun hatte. Dessenungeachtet erhielt er immer wieder Arbeit.

War man übereingekommen, dass er bleibe und schustere, so zog er Rock und Brusttuch aus, setzte sich aufs Dreibein und langte einige Streifen Leder vom Westenrücken herunter, wo er sie angenäht hatte. Redete man ein, man habe noch nie gesehen, dass ein Schuhmacher das Leder auf dem Westenrücken mitgebracht hätte, so sagte der Fuchs: „So etwas bringt nur der echte Wanderschuster von Schaffhausen fertig.“ Es ging aber die wohlbegründete Sage durch die Dörfer, diesem wandernden Knieriem wäre nicht zu trauen, er besässe nämlich die fatale Gewohnheit, den Bauern in unbeschrieenen Augenblicken Leder zu stehlen, ohne dass sie daraufkamen, wohin er es eigentlich verstecke. Im Essen war er bescheiden, ebenso in seinen Ansprüchen ans Nachtlager, und hie und da flickte er einem armen Teufel, z. B. dem Tüfenerjoggeli und dem Vogelbacher, die Schuhe unentgeltlich. Die Bauern dagegen überforderte er gern.

Kamen am langen Winterabend Gleichgesinnte zum Vogelfelix, wo der „echte Wanderschuster“ auf der Stör war, „z'Liecht,“ so wurden sie von diesem zuweilen genarrt. Er erzählte ihnen z. B., ohne eine Miene zu verziehen: „Die Aargauer Bauern, Respekt vor ihnen! sind letzthin auf einer grossen Versammluug in Brugg zusammengekommen und haben die Abschaffung sämtlicher Steuern beschlossen; im Solothurnischen dagegen bezahlen sie vorläufig noch eine kleine Steuer, erhalten aber Jahr um Jahr bis zu 1000 Franken Bürgernutzen.“

Die Bauern sperrten Mund und Augen auf und liessen ihre Pfeifen ausgehen. Der Vogelfelix aber nahm nun das Wort: „Da gsehd mer's wieder, d'Aargauer sind halt eifach guraschierti Weltsdunnere, bi-n-eus aber wär so öppis in alli Ebigkeit nüd mügli.“ Der boshafte Schuster fuhr weiter: „Etwas ganz Merkwürdiges habe ich vor einigen Tagen erlebt, als ich im Schlatti schusterte. Der Bauer hatte am Morgen geklagt, dass ein Marder immer hinter seinen Hühnern her sei. Als er gegen Mittag, nichts Böses ahnend, durch den hohen Schnee einen Weg vom Hause bis zu seinem abseits beim Walde gelegenen Brunnen hin schaufelte, bemerkte er auf einer Tanne den Edelmarder, der ihm aufmerksam zusah. Schnell steckte er die Schaufel in den Schnee, hängte seinen Rock daran, setzte seinen Hut darauf und lief heim, um sein Gewehr zu holen. Weil nun der Marder die Schaufel für den Bauern hielt, blieb er ruhig sitzen und wurde daher mit Leichtigkeit heruntergeschossen.“ So und ähnlich trieb der geriebene Wanderschuster sein Possenspiel mit seinen leichtgläubigen Kunden. Hörte er, dass der Landjäger auf seiner Runde ins Dorf gekommen sei, so wurde er auffallend kleinlaut auf seinem Dreibein und schaute mit seinen unsteten Augen scheu nach den Stubenfenstern, ob nicht der Diener der Gerechtigkeit am Hause vorüberkomme. Brach dann endlich die ersehnte Nacht herein, so wäre er um keinen Preis mehr zum Bleiben zu bewegen gewesen. In grosser Hast packte er seine Sachen zusammen und machte sich, nicht ohne vorher einige Stücke Leder auf seinen Westenrücken genäht zu haben, aus dem Staube.

(Fortsetzung folgt.)